

Grün, Lehm, Gold

Sara Baume

Übersetzt von Anna-Nina Kroll

Zwei Cousinen stehen am Fuß eines gewaltigen Feldes.

Keine weiß, wie weit es reicht, denn es steigt eine Anhöhe hinauf, fällt auf der anderen Seite ab, verschwindet. Der Teil, an dem sie stehen, ist nur die erste Stufe, das flache Ende, die tiefste Sprosse. Hier ist Feld zu zwei Seiten, Straße zu einer. Zur verbleibenden liegt der Giebel von Großvaters Bungalow, Goldgelb auf Rauputz, ein Kunststoffreh, das keck das Köpfchen aus der Wiese reckt, eine Blaubeer-Rabatte, ein Lattentor.

Den Himmel überzieht trotz später Stunde Licht,
denn es ist Mittsommer.

Inzwischen mieten die Cousinen Zimmer in Städten mit praktischen Nachttischen, mit Laptops und zu Rattenkönigen verwachsenem USB-Kabelsalat, aber hier haben sie zuerst gewohnt, im Feldergürtel. Von allen Feldern dieses Gürtels sollten sie dieses am besten kennen: seine Stufen, flachen Stellen, Sprossen, Anfänge und Enden; hier haben sie jedes ihrer Spiele begangen, jedes Verstecken und Fangen, jedes Suchen.

Viele Male mahnte der Großvater sie zum Spielen auf dieser Hügelseite, mit Blick aufs Dorf in der Weite, damit sie durch sein feldwärts gehendes Fenster zu sehen wären, und beide waren die Art Mädchen, die tat, wie ihr geheißen ward.

Sie sind halb Kind, halb Frau: einundzwanzig, zweiundzwanzig, eine hell- und eine dunkelhaarig. Verkleiden spielen sie heute mit Aufklebe-BHs, Bauchweghöschen und Haarteilen aus Polyester. Mit dem Korn im Takt schwankend stehen sie da,

Spielball der Willkür eines warmen Windes, sind betrunken wie mit Marmelade vollgefressene Wespen, haben Schlagseite wie entkräftete Bienen, denen man in der Glasfalle ihren eigenen unkenntlichen Honig aus der Quetschflasche vorsetzt.

Sie sind Geflohene einer Verwandtenhochzeit in Großvaters Garten, mit gewaltigem Festzelt, drei Catering-Lastern. Hatten sich in der Endphase mit dürftig improvisierter Disko davongestohlen; das Schleppen in der Stimme, in der Gestik erst bemerkt, als Kellner ihre Stühle an die Seite stellten. Sie wollten tanzen, aber nicht dort, an diesem Ort, vor Paten-, Groß- und echten Eltern, nie im Leben, dabei sind beide alt genug und viele Male viel betrunkenener gewesen, auf Tanzflächen, an denen kein Verwandter stand.

So hatten sie beschlossen, stattdessen hier zu tanzen, außer Sicht, unter sich.
Komm, wir gehen rauf zum Feld, sagte Hell,
flüsterte sie.

Feld hat sich mit den Jahren gewandelt, von Lehm zu Rübe zu Kartoffel zu Heu zu Raps zu Hafer und dann, als Menschen in sauberen Kitteln wirksame Mittel erfanden, mit denen Menschen in schmutzigen Stiefeln ihre Äcker behandelten und damit kaum noch die Fruchtfolge veränderten, kam nur noch Sommergerste, Winterweizen, Sommergerste, Winterweizen, Sommergerste, Winterweizen.

Und wie sehr Feld sich nun langweilt, festgeheftet vor dem immergleichen Panorama, für alle Zeit zur Existenz verdammt und das schon seit Gott weiß wie lang, aber natürlich ist es nicht schon immer Feld gewesen. Vorher war es Wald.

Vor Wald Eis.

Vor Eis Festland.

Vor Festland Meer.

Und jetzt stehen zwei Cousinen an Felds Flanke, in seinem Windschatten, die an Geschichte nie Interesse hatten. Sie interessieren sich für Wimpernzangen und Kondome, die nach Kirsche schmecken, für das Öko-Konfetti, das auf ihrer Bronzeschimmerbräune bunte Flecken hinterlassen hat, dafür, wie schön sie jemand findet, mit dem sie rein gar nichts verbindet.

Dieser Tag, der Tag der Hochzeit, hatte frühmorgens eine unreife Sonne, einen kurzen Schauer während der unendlich scheinenden Zeremonie, einen hasenfüßigen Regenbogen und feuchtglänzenden Lorbeer für die Fotos geboten. Ein weißes Auto, weißes Kleid, weißes Festzelt, weißen Himmel, sodass Auto, Kleid und Festzelt kaum zu unterscheiden waren. Aus Felds Perspektive war das Ganze ein vor dem Weiß wippendes Gewimmel schicker Hüte, Spitzen, Federn, Putze gewesen. Die Brautjungferndreiheit in Pfauenblau, Pfirsichrot, Pflaumenlila, das Funkeln von fünfhundert LEDs im Dunkeln, ein Gewirr von Holzbeinen unter cremeweißen Leinentischtüchern. Und darüber schwebend: weißer Wein, weißer Fisch, weißes Brot, mit Erdbeere garniertes, in der Flöte serviertes Champagnersorbet, selbstredend ebenfalls weiß.

Dort hatten Dunkel und Hell schnell ihre Namen auf weiße Rechtecke geprägt und einander gefunden.

Hell trägt ein wallendes Tunikakleid, korallrosa Lippenstift und Plateausandaletten mit Ballettschnürung und Schleifchen. Das Kleid von Dunkel ist länger, der Stoff mit exotischen Blumen versehen: Frangipani, Schattenglöckchen, Orchideen. Die Cousinen hatten das Gleiche von der Karte bestellt, Rucola- und Rapunzelzweige links liegen lassen, ungeniert Schicht für Schicht das Fleisch ihres Seehechts sezirt, als lernten sie eben erst, dass Fische wie Zwiebeln zusammengesetzt sind, als spähten sie zwischen den Lagen nach weißgoldenen Gräten.

Dann wurden die Tische abgedeckt und weggetragen, Krümel und zerknüllte Servietten zusammengefeigt, die Stühle mit den Sitzflächen aufeinandergelegt, und angeregt begannen die Gäste, zu den gleichen Songs auf verschiedene Arten zu tanzen. Die Alten steppten und schwofen in neuen Schuhen übers improvisierte Parkett, die Jungen zappelten und zuckten und hüpfen auf der Stelle wie Irre in der Gummizelle.

Und Hell und Dunkel, im Magen die schwappende, scheußliche Suppe aus Alkohol, Hecht und weißer Hochzeitstorte, die sich als Schoko entpuppte, pflückten die letzte volle, kostenlose Flasche Sauvignon Blanc vom Büfett und kehrten der Hochzeitstruppe den Rücken.

Sie stolperten über Großvaters Rasen, hüpften über Großvaters Reh und Rabatten und ab auf die Straße, raus aus dem Garten, schlurfend die Steigung hinauf sich bewegend, dem Bauerngatter, dem Gürtelrand, dem wogenden Horizont stetig entgegen.

Die Gerste misst anderthalb Meter, die Cousinen sind kaum größer. Sie ist golden, reif, bereit, gleichzeitig schneidend und weich, schwingend und steif. Die Reifenspuren des Bauernfuhrparks – Schlepper, Spritze, Streuer, Säer –, auf und ab und hin und her, schraffieren Feld. Die Cousinen nehmen die erstbeste Gerstengasse, passieren von Zeit zu Zeit abzweigende Schneisen. Der Pfad ist deutlich erkennbar, wie eigens für sie angelegt: ihnen zu Ehren geschnitten, dampfgewalzt und gefegt; kein Unkraut, kein verirrter Halm, nur saubere, weiche Erde, in die ihre Absätze mit jedem Schritt einsinken, sodass sie jetzt noch ein bisschen mehr taumeln als schon auf dem festen, flachen Grund des Tanzparketts. Aus der Vogelperspektive ist diese Scholle mit Fahrspurschraffur versehen, doch aus Cousinenperspektive ist Feld ein wogendes grüngoldenes Meer, das sie durchwateten.

Von der Hochzeit im Garten

ist im Zwielflicht nur noch der Schein der Beleuchtung über der steigenden Kornflut auszumachen. Und als sie näherkommen, hört das Herdenvieh an der flachen Weideseite auf zu grasen, verschmilzt zu einem einzigen Schatten, drängt wie im Bann auf sie zu, so nah es geht, an den straff gespannten Zaun heran, der volttickend und tadelnd mit der elektrischen Zunge schnalzt, immer weiter und näher, dass das Fleisch droht, wie von Eischneiderdraht in zähe, versengte Scheiben zerschnitten zu werden.

Keine Cousine weiß, wo Feld endet; keine Cousine weiß, ob Feld endet.

Also lassen sie sich treiben, dem Horizont entgegen, bis Hell die Hälfte des Feldes ausfindig gemacht zu haben meint und sich mit Gliedern, Haut und Kleid ins Halmgemenge schmeißt; auch Dunkel will jetzt nur noch liegen.

Und übers Feld fliegen

Schwalben, noch immer auf der Jagd, dabei ist fast schon Nacht, titschen mit weit aufgerissenen Schnäbeln in taumelndem Flug über wogende Ährenwellen, das Aufschlagen und Abwärtssegeln wie von Federbällen. Die Cousinen liegen still, spüren jede Regung ihrer regungslosen Körper: wie Nervenfasern feuern, Blut zirkuliert, Pupillen sich weiten, bis Hell wieder aufspringt, jetzt firmer, flinker als vorher voranschreitet.

Ich mache einen Kornkreis!, ruft sie und fängt an, Halme plattzutrampeln, als sähe sie ein Muster vor ihrem inneren Auge, als malte sie auf die Oberfläche der Insel, ein Geschenk für überfliegende Luftfahrzeuge: ein Traumfänger, ein Mandala, ein Spitzendeckchen. Eine Weile lang stampft Hell die Gerste nieder, und Dunkel lauscht dem leisen Wimmern jedes Halms, den die Cousine schlägt; liegt leblos lauschend wie gemordet, wartend, dass man sie begräbt. Und es tut sich eine Kluft auf zwischen ihnen, Dunkel so teilnahmslos träge und Hell mit roher Gewalt. Und Feld schaut und Feld spürt und Feld erkennt diesen Riss, diese Bresche, diesen Spalt.

Der Lehm schaudert zurück, es jammern die gefällten Halme, die stehengebliebenen knistern. Der Himmel verfinstert sich, als schoben sich Wolken vor die Sonne, nur ist keine da und der Himmel von Wolken verhangen, vollkommen bedeckt. Und Hell hält inne, prüft, stellt fest, dass sich das Muster aus ihrem Kopf im Feld nicht finden lässt.

Sieht nur Verheerung, Zerstörung, wüst gerodetes Ährengeäst.

Und so plumpst sie zurück ins Korn, greift nach der Flasche, nimmt einen Frustschluck, zieht die Knie an die Brust, und erst jetzt, urplötzlich, dämmern den Cousinen die Dimensionen, erkennen sie, wie klein sie sind und nichtig und wie mächtig dagegen das Getreide, wie gewaltig das Feld, dass jede Wurzel, jedes Blatt, jedes Korn, jeder wiegende Halm Feld untertan ist.

So liegen sie,
die Flasche zwischen sich, die guten Festtagskleider gesprenkelt mit hellbrauner Saat, Spreu, abgefallener Faser irgendeiner Pflanze, und neben ihnen liegt ein rundgerollter rabenschwarzer Käfer, noch einer und noch einer. Insekten hatten sie schon fast vergessen; in ihre Mietzimmer verirren sich kaum Falter, Käfer, Fliegen, nur dann und wann mal eine Spinne, die versehentlich im Waschbecken landet, dort strandet, ohne Nahrung verendet.

So liegen sie,
nebeneinander, die beiden Cousinen, erinnern sich an Kettenfangen, Ochs am Berg, Bäumchen wechsel dich und Wer hat Angst vorm schwarzen Mann. Und Feld belauscht sie, schweigt selbst jedoch nie, denn auch wenn Singvögel und summende Insekten still sind, rauscht weiterhin der Wind, und auch wenn

Vogelsingen, Wind und Summen verstummen, wird der Lehm noch murmeln und schnurren.

So liegen sie,
bis Hell den leerenden Schluck raubt, sich aufklaubt, feststellt, dass die Schleifen ihrer Schnürsandaletten auf sind, um sie gleich darauf abzustreifen, sich den Weg von Dunkel weg ins Dunkel freizukeilen und zu rufen: *Du bist! Fang an zu zählen!*

Doch Dunkel kann nicht zählen, ist viel zu betrunken, sie beobachtet von unten, wie die Gerste, die Hell plattgewalzt hat, nicht schlaff sinkt, sondern straff zurückspringt, sich hinter ihr wie eine Falle schließt. Dunkel hört noch Rennen, Rufen, aber die Geräusche schrumpfen, es verrinnt Sekunde um Sekunde, bis nur noch Felds Geräuschkulisse übrig ist: gerstenhalmpeitschender Wind und schnurrender Lehm, das Surren vergessener Falter.

Und so liegt Dunkel
wie Hell sie zurückließ, schlapp auf den hingemetzelten, plattgetrampelten Ähren, hört die Geräusche ersterben, sieht den verhangenen Himmel sich dunkel verfärben. Obwohl sie weiß, was dunkelnder Himmel heißt: dass Zeit vergeht, steht sie nicht auf. Reglos liegt sie bäuchlings da, nimmt sich nicht regungslos wahr. Stattdessen fühlt es sich an, als wäre in ihr ein Feld, das die Blutplättchen pausenlos peitscht, ihr Nadeln ins Gewebe treibt. Sie schließt die Augen und stellt sich vor, aus ihren Ohren wüchsen Ähren, die Wirbelsäule würde Holz, sieht sich als Kindfrau-Vogelscheuche, die Arme, an Pflöcken festgenagelt, weit ausgebreitet zu beiden Seiten,
inmitten dieser grenzenlosen grün-lehm-goldenen Weiten
ans Kreuz geschlagen.

Was waren denn beim Spielen hier die Bäumchen?, denkt Dunkel laut. Nie echte Bäume, wie denn? Regenrohre, Blumentöpfe, Besen sind es anderswo gewesen, aber sie kann sich nicht entsinnen, was es hier war, auf Feld, wo in der Landschaft nichts hervortritt, wo nichts herausfällt, wo es keinerlei Orientierungspunkt gibt, nichts zu sehen, was höher als die Halme, was nicht Ähre wäre.

Sie will aufstehen, aber glaubt, es nicht zu schaffen,
versucht es dennoch, strauchelt, würgt. Inzwischen fliegen Fledermäuse statt der Vögel, Mücken statt der Schnaken. Dunkel gräbt die Hacken in die weiche Ackererde, lässt das Auge schweifen. Kein rettendes Bäumchen in Sicht. Kein Licht

in der Ferne, keine Sterne, keine Hell. Ringsumher nur unliebsame Halme und trübverhangenes Universum. Wie ist Feld nur so unendlich groß geworden? Dunkel versucht, klare Gedanken kommen zu lassen, kriegt keine zu fassen.

Wie kann der Bungalow so weit weg, alles Hochzeitslicht mit einem Mal verloschen sein?

Dunkel schreit den Namen der Cousine querfeldein, ihre Stimme bricht in tausend Stücke, die Gerste zittert, Fledermäuse stieben, doch Feld stiehlt Dunkels Schrei, meielt ihn zu einem Pfeifen, einem Seufzer, einem Fiepen.

Und aus jeder grenzenlosen Richtung wispern Billionen, Trillionen Wesen zurück, doch auf dieser immerzu diesigen, harmlosen Insel, in diesen von Gletscherhand baumfreundlich geformten Breiten, den endlos hügeligen Weiten, wo die Erde ewig wandelbar ist, lässt kein böses Tier sich nieder. Keine Viper in den Wiesen, kein Hai in der grngoldenen See, kein Wolf im Halmwald; hier raunen nur rauschende Ähren, bald abgehackt, gedroschen, nackt in Plastik verpackt.

Dunkel befreit jetzt ihre Füße, zerrt sie hoch, als wären ihre Schuhe von der Ackerkrume ausgespuckte und an ihren Hacken festgesaugte Blutegel aus Lackleder. Mit nackten Füßen rennt sie los, der Pfad darunter weich und khl, ihr langer, leuchtend heller Chiffonstoff verheddert sich, zerreißt; die luftigen Lagen, die zuvor umschmeichelt und gestreichelt haben, schneiden ihr ins Fleisch, schmeißen bunte Blumenstreifen, säen Frangipani, Schattenglckchen, Orchideen.

Mittsommer. Nacht. Dunkel im dunklen Feld.

Und vielleicht doch: Wolf, Hai, Viper.

Rennend, stolpernd, schlitternd, zitternd reckt Dunkel voller Unbehagen beide Arme, winkt um Hilfe, will die hrenoberflche überragen; und auch Feld streckt seine fest im Lehm steckenden Stängel, wächst vor ihren Augen in die Länge, winkt zurück.

Wie kann es sein, fragt sie sich laut, dass diese Triebe, die Billionen, Trillionen Mal im Lehm verwurzelt und verwachsen sind, mir plötzlich folgen? Warum bloß ist Feld von einem Augenblick zum anderen endlos?

Und für die Flugzeuge, würden sie fliegen, sähe Feld womöglich aus wie eine riesige Toastbrotsscheibe, wie ein Schrubber voller Pollen, ein glattgeschorener Pelz. Aus der Luft betrachtet gibt es keinen Gürtel, keine Grenzen, so weit und breit das Auge reicht, ist Feld.

Abermals brüllt Dunkel den Cousinennamen, und diesmal kommt ein angsterfüllter Schrei zurück. Sie will glauben, dass es Hell war, weiß genau, dass das nicht sein kann, und siehe da, das Getreide speit einen Fasan aus, einen krakeelenden smaragdgrün-braunen Hahn. Dunkel fährt zusammen, fällt, mit weit gespreizten Fingern, um den Aufprall abzufangen, hält die langen Arme überm Kopf, als könnte sich der Vogel auf sie stürzen, als müsste sie sich vor ihm schützen. Ein kurzer Augenblick der Aufruhr und danach die große Stille. Dunkel presst die Wange auf den weichen Lehmweg, als könnte sie durch bloßen Willen und die rauschenden Arterien, Nerven, Venen den Weg zu Hell sich irgendwie erhören.

Schlagartig wird Dunkel klar, dass Hell die ganze Zeit am Boden war, unsichtbar in einer Ähregasse hangesunken, genau wie sie, nur weggetreten, schlummernd, rauschtraumtrunken. Und sacht lässt Feld nun seine Ähren sinken, sieht zu Dunkel hinab, präsentiert ihr noch einmal seine ganze goldene Pracht. Golden heißt reif, und reif heißt Mähmaschine, schweres Geschütz mit messerscharfen Klingen, die kreischend singen mit jedem abgesensten Stängel, mit jeder schlafenden Kindfrau.

Auf springt Dunkel, spurtet, schreit.

Wär ich doch Wald geworden, denkt sich Feld. Dann würde sie sich unter Tränen jetzt den Weg durch Farne bahnen, zwischen peitschenden Zweigen hindurchsteigen, blind-betrunken von Baum zu Baum durchs Unterholz stolpern, verfolgt von blitzblanken, spitzen Raubtierzähnen, von Füchsen und Dachsen, Wiesel und Wildschweinen.

Das wäre unterhaltsamer gewesen, denkt Feld.

Weiter hastet Dunkel, erntet tausend bittere Gerstenschnitte. Doch schließlich hält sie inne, stellt sich auf die Zehenballen, um das Kornwallen zu überblicken. Und was sie sieht, ganz in der Ferne, ist ein dunkler Punkt, der auf der Oberfläche treibt. Kein Vogel mehr um diese Zeit, zu spät. Für eine Fledermaus zu tief und rund, zu massiv. Es kann nur ein Kopf sein, ein Kopf, der nicht treibt, sondern hüpf, nicht

zaghaft, zögerlich, verhalten und leicht wie ein Federball, sondern geeicht auf ein Ziel, als würde unter dem Kopf der Körper, würden darunter die Füße lange Schritte tun. Dunkel ist müde, ihre Schläfen pochen, ihr machen die schmerzenden Knochen, die erschlaffenden Muskeln zu schaffen. Die Augen voll gleißendem, beißendem Gold, blinzelt sie angestrengt, kratzt sich die brennenden Lider wund und weint schließlich zur Linderung, als könnten ihre Tränen die Sicht über das Ährenrund klären.

Aber noch immer sieht sie nichts
von Felds Stufen, flachen Stellen, Sprossen, Anfängen und Enden, vom
kuhbedrängten Zaun, von Großvaters Giebel und dem weißblendenden Zelt, vom
Hochzeitsfest und dessen Gästen.

Was sie sehen, alles, was sie sehen kann, ist das Ährenmeer und darüber der
schwer hüpfende Punkt. Sie brüllt ein letztes Mal den Namen der Cousine, er bricht
aus ihr heraus wie ein Geschoss, doch der Schrei bleibt auf halber Strecke in der
abgrundtief hängenden Wolkendecke stecken, sinkt bleischwer und schal in den
Himmel.

Und der galoppierende Kopf
wechselt die Richtung, und erst jetzt erkennt Dunkel: Er rennt auf sie zu. Erst jetzt
wird ihr klar, dass die Polyesterähne der Cousine nur flachsblonde Strähnen, dass
ihre Haut oder das sorgfältig gepinselte Puder einen Ton wie Sahnebonbon, Honig,
Karamell hat, dass heute für die Hochzeit nichts im Gesicht ihrer Cousine dunkel
wie der Punkt, dass heute alles an ihr hell war;
Dunkel ist die Cousine mit dem dunklen Haar.

Grün, Lehm, Gold translation by Anna-Nina Kroll © Literature Ireland